

Luise Maier
Dass wir uns haben
Roman

Luise Maier, geboren 1991 in Schardenberg (Österreich),
wuchs in Vilshofen auf und lebt heute in Biel. Sie hat am
Schweizerischen Literaturinstitut Biel/Bienne studiert.
»Dass wir uns haben« ist ihr Debüt.



WALLSTEIN VERLAG

Ich hatte mir aus Mutters Schreibtisch ein Notizheft
geklaut. Dort schrieb ich hinein:

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Ich darf niemals Kinder haben.

Bis alle Seiten gefüllt waren.

Dass du mir nie wieder – nie wieder! – deine Schwester schlägst!

Mein Bruder lag auf dem Rücken in seinem Bett, Vater stand über ihn gebeugt und fesselte die Handgelenke meines Bruders an die Bettpfeiler. Er zurrte den Strick fest. Es war ein alter Strick, einer, wie ihn unser Onkel auf seinem Bauernhof hatte, um die Kälber anzubinden. Ich lag auf meinem Bett, es fühlte sich an, als prasselten die Fäuste meines Bruders immer noch auf mich nieder.

Vater hatte mich schreien gehört, war ins Zimmer gestürmt und hatte meinen Bruder von mir gerissen. Er hatte ihn am Handgelenk aus dem Zimmer und die Treppe hinunter gezerzt. Kurz darauf hatte ich sie wieder hochkommen gehört. Vater hatte in der einen Hand den Strick gehalten, mit der anderen hatte er meinen Bruder hinter sich hergeschleift und ihn auf sein Bett geworfen.

Ich lugte unter meinem Arm zu ihnen. Vater fing jetzt an, die Fußgelenke meines Bruders an die unteren Bettpfeiler zu schnüren. Jetzt sah mein Bruder so aus, als würde er gleich gevierteilt werden. Vater schnaufte laut.

Als er fertig war, verließ er das Zimmer, einen Moment später hörte ich die kleine Glocke über der Haustür bimmeln, und ich wusste, dass er nun auch das Haus verlassen hatte. Ich traute mich nicht, mich zu rühren. Mein Bruder und ich lagen in unseren Betten, als wäre der andere gar nicht da.

Kurz darauf kam Mutter ins Zimmer gestürmt.

Sie schrie: Mein Gott! Meingottmeingottmeingott!

Sie löste das Seil, und die Arme und Beine meines Bruders fielen wie die einer Puppe auf die Matratze zurück. Er drehte sich zur Wand und fing an zu weinen.

Er weinte den restlichen Nachmittag. Mutter und ich saßen abwechselnd an seiner Bettkante und streichelten über seinen Rücken. Der Rücken hörte nicht auf zu zucken. Ich streichelte nur ganz vorsichtig, dort, wo ich auch am liebsten gestreichelt werde, wenn ich weine.

Abends kochte Mutter Tomatensuppe. Wir saßen in der Küche, als Vater nach Hause kam. Wir sahen ihn durch die Scheiben der Küchentür. Er ging direkt in sein Zimmer, und ich sah ihn zwei Tage nicht herauskommen.

Ich saß in unserem Zimmer, von unten war Geschrei zu mir nach oben gedrungen. Ich horchte, das Geschrei kam aus dem Hinterhof. Leise stieg ich die Treppe hinunter und blieb auf der untersten Stufe stehen. Von hier aus konnte ich in den Hof blicken.

Ich sah Vaters Gesicht, seine Lippen waren so verzerrt, ich hätte meinen können, er lache, aber ich wusste, er tat es nicht. Ich sah seine großen Hände, wie sie nach dem Hackstock griffen. Mutter stand daneben und rührte sich nicht, ich hätte meinen können, dass auch sie ein Baumstumpf war, so starr stand sie. Ich drückte mich an der Flurwand entlang bis zum Eingang des Hofes. Im Dunkeln des Gangs blieb ich stehen.

Die Falltür unseres Kellers war geschlossen und durch den Eisenring am Rahmen der Tür verriegelt. Obwohl ich es nicht mitbekommen hatte, wusste ich, dass mein Bruder dort unten im Bauch der Erde war, und ich wusste, dass Vater ihn dort hinuntergebracht hatte.

Bei jedem Schritt, den Vater auf den Keller zu machte, rutschte ihm der Hackstock ein Stückchen mehr aus seinem Griff, und ich dachte an die Spreizen, die sich dabei in seine Haut bohren mussten. Als er über der Falltür stand, öffnete er seine Arme und ließ den Hackstock auf die Bretter fallen. Das Holz bog sich mit einem kurzen Knarzen, danach war es still.

Dann fing die Falltür von unten an zu schlagen. Es pochte in regelmäßigen Abständen wie ein Herz, und ich stellte mir vor, wie mein Bruder auf den Kellerstufen stand und mit seinen Fäusten gegen die Tür über ihm hämmerte.

Vater stand mit hängenden Schultern daneben. Ich verkroch mich wie eine Spinne zurück in den Schatten des Flurs.

Vater hatte sich einen Betonmischer ausgeliehen und ihn in den Hof gestellt. Er hatte sich ein Auto mit Anhänger geliehen und war damit zum Kieswerk gefahren. Keiner von uns hatte mitkommen dürfen. Neben dem Betonmischer häufte sich nun der Sand auf den Steinplatten im Hof. Daran lehnten Säcke mit Zement. Sie sahen müde aus. Vaters Hände waren vom Staub der Säcke weiß geworden, als er sie durch den Flur in den Hof getragen hatte. Jetzt waren seine Hände rot: Er schaufelte Sand in den Bauch des Mixers und kippte aus Kübeln Wasser darauf. Die Sandkörner knirschten, wenn Vater die Schaufel in den Haufen stach, und die graue Pampe im Betonmischer fiel bei jeder Umdrehung mit einem Platschen gegen die Wände des Hohlkörpers, wurde wieder hochgehoben und fiel wieder zurück. Die Holzkisten mit den Äpfeln vom letzten Herbst stapelten sich im Flur, daneben lehnten zwei Kartoffelsäcke, als würden sie sich an die Kisten anschmiegen. Wenn eine Ladung fertig war, stellte Vater die Schubkarre unter den Mixer und kippte die graue Pampe dort hinein. An Vaters Schuhen klebte der graue Sand, und vom Hof bis zur Falltür des Kellers zeichneten sich die Spuren seiner Schuhsohlen ab. In den Tagen zuvor hatte er auf der untersten Kellerstufe eine Wand aus roten Backsteinen bis zur Decke hochgezogen und die Treppe dann mit Schutt aufgefüllt. Jetzt kippte er Karre um Karre von Beton auf den Schutt, bis es keine Stufen und damit keinen Keller mehr gab.

Unser Haus lag am Rand der Stadt an einer Kreuzung von zwei schmalen Straßen und war grün verputzt. Es fuhr fast nie ein Auto vorbei, außer das blaue der Fahrschule *Christof und Erwin*. Wenn es vorbeifuhr, sagten wir: Da fährt Erwin. Oder: Da fährt Christof. Je nachdem, welcher der beiden Fahrlehrer darin saß.

Gegenüber von unserem Haus gab es einen Wasserhydranten und eine große Eiche. Neben der Eiche stand ein großes, altes Mietshaus. Auch das war grün verputzt. Darin wohnte der Wanz. Wir nannten ihn so, weil er einen großen Bauch hatte. Wenn er abends mit seinem Dackel eine Runde ging, pisste er an den Stamm der Eiche, und sein Dackel pisste an den Hydranten.

Schräg gegenüber von uns wohnte die Eichelfrau. Wir nannten sie so, weil sie die Eicheln von der Straße aufsammete und daraus Kaffee mahlte. Ihre Augen sahen durch ihre Brille doppelt so groß aus. Vater rief die Polizei, nachdem sie vier Tage nicht aus ihrem Haus gekommen war. Zwei Polizisten kamen und brachen die Tür ein. Kurz darauf kam ein Krankenwagen. Die Eichelfrau war mit einem weißen Tuch zugedeckt, als sie sie aus dem Haus trugen. Seitdem stand das Haus leer.

Neben uns wohnten die Halsers. Nach ihrem Haus machte die Straße weiter unten eine Biegung. Bis dort-

hin kam manchmal die Donau, wenn im Frühjahr der Pegel stieg. Wenn das Wasser wieder zurückging, ließ uns die Donau eine Spur aus kleinen Holzstückchen da. Wir sammelten sie und bauten daraus Vogelhäuschen. Das Haus der Halsers war so rosarot wie die Haut an den dicken Beinen und in den dicken Gesichtern der Besitzer. Den oberen Stock vermieteten sie als Gästezimmer. Sie hatten eine Tochter, sie war so alt wie mein Bruder. Sie sprach nichts, und sie hörte nichts. Vater sagte: Der hat es die Sprache verschlagen.

In der Gasse hinter den Halsers wohnten die Schachtner. Herr Schachtner ließ mich einmal in das Wohnzimmer und zeigte mir seine Modelleisenbahn. Dabei sah ich, dass er unten nur noch einen Zahn hatte. Frau Schachtner schenkte uns zu Ostern Schokolade. Die Schokolade hatte einen grauen Belag.

Neben den Schachtner wohnten die Herolds. Das Haus der Herolds war mit dunklem Holz beschlagen, im Sommer duftete es süß. Die Fliesen auf der Veranda waren zersprungen. Im Erdgeschoss wohnten Herr und Frau Herold mit ihren vier Kindern, drei Jungen und ein Mädchen. Herr Herold hatte immer die gleiche Jeans an und roch sauer aus dem Mund. Frau Herolds Backen hingen wie Vorhänge unter ihren Augen. Im oberen Stock wohnte der alte Herold. So wie ich nie hineinging, kam er nie heraus. Im Som-

mer stand ein Kübel auf seinem Fensterbrett. Er war aus milchigem Plastik, und wir konnten von unten die gelbe Flüssigkeit durchschimmern sehen. Nur einmal waren wir zu laut, und er kippte die Pisse auf uns herab. Wir schrien und sprangen weg, aber die Tochter der Halsers hörte nichts und wurde nass.

Als wir einzogen in das grüne Haus, brachten wir eine Plastikbadewanne mit, denn ein Badezimmer gab es nicht. Die Wanne war nierenförmig, an einem Ende ein bisschen höher als am anderen. Ihr Rand war umgeschlagen und schmiegte sich an meine Handinnenfläche wie ein Treppengeländer. Das Plastik war apfelrot, nur auf einer Seite waren drei schwarze Teddybären aufgedruckt. Sie standen nebeneinander und hoben ihren linken Arm zum Gruß. Wenn ich auf alle viere ging und mir die umgedrehte Wanne über meinen Buckel stülpte, konnte ich als Schildkröte durch die Küche kriechen. Manchmal kroch ich gar nicht, sondern kauerte auf dem Boden, und das Rot legte sich als Panzer um mich.

Jeden Sonntag wurde die Wanne mit Wasser gefüllt, das zuvor auf dem Holzofen in einem Einkochtopf erhitzt worden war. Die Wanne stand in der Mitte der Küche. Dort wo das Wasser beim Einschütten danebengegangen war, weichte der Holzboden dunkel auf. An den Glasscheiben der Küchentür und der Fenster setzte sich grauer Dampf ab, und wir waren vom Dunst eingehüllt. Mein Bruder und ich badeten zuerst. Ich saß vorne, er dicht hinter mir. Mutter wusch uns, rieb uns trocken und kämmte uns die Haare. Vater kam nackt in die Küche, und als er die Tür aufriss, verflüchtigte sich der wärmende Dampf nach draußen in den schwarzen Gang, er brachte stattdessen Kühle mit sich. Vaters braunes Glied schwang bei jedem

Schritt mit, während er von der Tür zur Wanne lief. Als er im Wasser saß und sich mit dem Schwamm wusch, bildete sich um die Wanne herum ein dunkler Ring auf dem Boden. Seine runden Knie ragten auf der Höhe seines Kopfes aus dem Rot hervor.

Unser Haus hatte vier Zimmer: Die Küche war unten, das Zimmer darüber gehörte mir und meinem Bruder. Mutter richtete das Zimmer neben unserem als Malstube ein. Dahinter lag Vaters Zimmer. Es war so klein, dass nur ein Bett und ein Tisch hineinpassten. Aus den Wänden machte er Bücherregale. Dadurch wurde das Zimmer noch kleiner. Vor den Büchern standen alte Marmeladengläser, und in den Gläsern schwammen Mäuseembryos und Ringelnattern in Spiritus. Wenn wir spazieren gingen, hatte Vater immer ein leeres Marmeladenglas im Rucksack. Er nahm nur die Tiere mit, die noch ganz waren.

Der Boden in der Küche moderte. In der ersten Nacht im grünen Haus schliefen wir in der Küche auf einem Matratzenlager. Es waren dieselben Matratzen, auf denen mein Bruder und ich geboren worden waren. Mutter wollte, dass Vater den Boden herausriss. Sie sagte zu ihm, er müsse einiges im Haus umbauen, wenn wir hier als Familie leben wollten.

Vater sagte: Wieso? Hauptsache, es regnet uns nicht rein.

Dann zog er für drei Wochen auf den Speicher, um Mutter zu zeigen, dass er dort nicht nass wurde. Wir blieben mit ihr in der Küche. Mutter strich in der Zeit öfter über ihren Bauch, als dass sie über meinen Rücken strich. Mit der Hand auf dem Bauch sah sie aus,

als würde sie lachen, aber sie lachte nicht, also wusste ich, dass es etwas anderes sein musste.

Mutter rief ihren Bruder an, damit er beim Umbau half. Er kam, und sie rissen den Küchenboden heraus. Mein Bruder fand in der Erde alte Münzen, rieb sie an seiner Hose sauber und steckte sie in eine Holzkiste. Vater legte lange Bretter über die Erde. Wenn er über die Stege schritt, quoll an den Seiten der Matsch hervor, und aus dem Profil seiner Schuhe fielen schwarze Klumpen.

Als mein Onkel wieder weg war, hörte auch Vater mit dem Umbau auf.

Einen Boden unter den Füßen und ein Dach über dem Kopf, das reicht doch, sagte er.

Die Hand auf dem Bauch meiner Mutter wurde zu einer Kralle.

Ich will auch mal etwas Neues haben, sagte ich, als mir Mutter den Anorak hinhielt. Es war der Anorak, den mein Bruder im Jahr davor, im Jahr davor meine Cousine und davor ihre Schwester getragen hatten. Das Innenfutter hatte sich zu kleinen Knäueln verklumpt, die sich unten über der Naht sammelten. Am rechten Ärmel war ein kariertes Flickchen aufgenäht. Mutter ließ den Arm mit dem Anorak daran sinken und schaute mich an. Ihre Augen waren groß.

Du hast ja recht, sagte sie und hängte die Jacke zurück an die Garderobe.

Wir gingen in das Kaufhaus oben an der Straße und kauften einen neuen Anorak. Er hatte blaue Ärmel, ein rotes Rumpfteil und eine gelbe Kapuze. Die Kordeln an der Kapuze waren grün. Am Rücken, genau zwischen meinen Schulterblättern, waren vier graue Elefanten aufgestickt. Wenn ich den Anorak anhatte, konnte ich meinen Kopf noch so weit drehen, ich sah die Tiere nicht. Aber ich konnte meinen Arm so anwinkeln, dass ich mit meinen Fingern über die Tiere fahren und sie streicheln konnte.

Am Abend führten Mutter und ich die neue Jacke aus. Ich leuchtete damit im Dunklen. Als wir zurückkamen, schnitt uns Vater in der Straße vor dem Haus mit dem Rad den Weg ab. Er fuhr bis vor das Haus. Erst als wir vor ihm standen, drehte er den Kopf und sagte: Ah, ihr seid es. Ich habe euch gar nicht erkannt.

Das liegt wohl am neuen Anorak, sagte Mutter und strich über einen meiner blauen Ärmel.

Neuer Anorak?

Vater nahm die zwei Wörter in den Mund, als kaue er auf einem zähen Stück Fleisch. Dann spuckte er sie vor uns auf den Boden und ließ uns damit vor dem Haus stehen.

Mutter lag auf dem Kanapee und war bleich im Gesicht. Sie bäumte sich immer wieder auf, so als wäre sie an ihren Fersen und an ihrem Kopf festgenagelt und alles andere streckte sich gegen die Zimmerdecke. Ihr Mund blieb dabei verschlossen. Ich wusste nicht, was ich tun konnte. Ich streichelte ihren Bauch, bis sie sich wieder aufbäumte, dann streichelte ich ihre Hand. Die Hand sah aus, als würde sie nach etwas greifen wollen, ich fuhr mit den Fingern die Adern entlang.

In der fünften Nacht hörte ich einen Schrei aus ihrem Zimmer. Ein Krankenwagen kam kurz darauf, das blaue Licht leuchtete bis in unser Zimmer hinein. Ich konnte nicht wieder einschlafen, das blaue Licht und die Sirene hatten sich durch meine Augen und meine Ohren in meinen Kopf gefressen. Als mein Bruder und ich am Morgen an den Frühstückstisch kamen, saß nur Vater dort. Es gab Brot mit Marmelade, die Butter hatte er im Kühlschrank vergessen.

Mutter wurde operiert und lag danach zwei Wochen auf der Intensivstation. Wir durften sie nicht besuchen. Kinder sind die reinen Drecksschleudern, sagte der Arzt.

Sie blieb über Weihnachten im Krankenhaus. Dafür schickte sie ihre Mutter zu uns. Großmutter wollte unter dem Tannenbaum ein Geschenk hervorholen,

bückte sich, und ihr Haar fing Feuer. Vater löschte es mit der Decke aus meinem Bett. Am nächsten Tag saß ich vor dem Baum und klaubte die Schokolade von den unteren Ästen. Das Alupapier versteckte ich unter meinem Kissen. Mein Bruder fand mich, und ich durfte nicht mehr alleine in unserem Zimmer sein.

Als ich in die Küche kam, stand Vater am Tisch und sang: Noch n Toast, noch n Ei, noch n Kaffee, noch n Brei, etwas Marmelade und noch Konfitü-hü-re. Dazu schlug er die Sahne im Takt. Ich rutschte auf die Bank, er sah mich an, und dann sangen wir zusammen. Auf dem Herd hinter ihm hüpfen Eier im Wasser auf und ab. Als die Sahne fest war, reichte er mir den Handrührer. Ich holte die Reste mit Daumen und Zeigefinger von den Eisenstäben. Vater reichte mir die Eieruhr und sagte, ich solle darauf aufpassen. Er ging, um Mutter aus dem Krankenhaus zu holen.

Die Eier waren nur noch lauwarm, als sie wiederkamen. Vater hielt Mutter im Arm. Sie war dünn wie ein Steckenpferd. Wir umarmten uns in der Küchentür.

Meine Süße, sagte sie und küsste meinen Scheitel. Mein Kopf lag auf ihrem weichen Bauch. Dann sah sie den gedeckten Tisch und drehte sich zu Vater um.

Ich darf das doch nicht essen, sagte sie.

Ihr Bauch wurde hart, ich nahm meinen Kopf weg, als hätte jemand darin geschrien.

So ein bisschen Sahne, sagte Vater.

Mutter holte aus ihrem Lederrucksack eine Dose mit Milchpulver. Mit einem kleinen Löffel maß sie etwas von dem Pulver ab und ließ es in den Topf rieseln, in dem Vater zuvor die Eier gekocht hatte. Darin kochte sie ihren Haferbrei. Die Küche roch nach Vanille. Vater tunkte das Ei, das übrig blieb, in die Sahne und schob es sich ganz in den Mund. Er grinste mir

über den Tisch hinweg zu und drehte seine Pupillen nach oben. Ich nahm meinen Fotoapparat und drückte auf den Auslöser. Auf dem Foto waren seine Augen so weiß wie das Ei. Mutters Hand lag wie ein alter Handschuh auf dem Tisch neben dem Sahnkrug.

Mutter verriegelte vormittags die Tür zu ihrer Malstube. Mein Bruder und ich hockten davor und heul-ten. Als sie unser Geheul nicht mehr aushielt, zog sie mit ihren Leinwänden und Farbtuben in ein Künstlerhaus am Bahnhof und arbeitete dort. Die Treppen waren mit bunten Klecksen übersät. Vater und ich standen manchmal für sie Akt. Ich glaubte, das Wort käme von Nackt. Ich musste auf Vaters Schoß sitzen, bis ich anfing zu zittern.

Wir mussten aufpassen, dass Mutter uns nicht davonflog, so leicht wurde sie. Die Ärzte hatten ihr Cortison verschrieben, dadurch schwemmte ihr Gesicht auf.

Wo haben sie dich aufgeschnitten?, wollte ich wissen.

Willst du es wirklich wissen?, fragte Mutter zurück.

Ich stand vor ihr und nickte. Sie zog mit der einen Hand den Saum des Pullovers hoch, mit der anderen Hand den Bund der Hose hinunter. Es sah aus, als hätten sie ihren Bauchnabel verlängert. Aus dem Nabel wurde eine Narbe. Sie sah aus wie eine lange Wurst, rosarot und dick, die sich von dort, wo der Nabel war, dorthin zog, wo ihr die schwarzen Schamhaare aus der Haut sprossen. Mir wurde schlecht, aber ich sah nicht weg, bis der Pullover und die Hose ihren Bauch wieder verdeckten.

Ich sank in das rote Polster des Sessels, meine Hände ruhten auf den geschwungenen Holzlehnen. Mutter stand vor der Leinwand, ihr Blick lag auf dem Bild. Das Bild war schwarz mit gelben Figuren darin. Sie wischte sich die Finger an der Schürze ab und hinterließ dabei Spuren.

Ich will auch malen, sagte ich.

Sie schob mich in dem Sessel zu ihrem Arbeitstisch. Dort kleckste sie Tinte auf ein weißes Papier. Ich richtete mich auf und pustete. Aus dem schwarzen Tintenkörper wuchs ein Stamm, ich pustete weiter, es trieben Äste aus dem Stamm, ich pustete, es kamen Zweige aus den Ästen. Ich pustete und pustete, bis der Baum fertig war. Dann lehnte ich mich zurück und ließ den Schwindel meinen Kopf nehmen.

Vaters Hintern stand nach hinten über den Sattel hinaus, und bei jedem Tritt in die Pedale schwenkte das Rad seitlich mit.

Gut festhalten, du kennst es ja, hatte er gesagt, als er mich auf den Gepäckträger gehoben hatte. Ich hatte genickt, und jetzt tat ich so, als würde ich mich festhalten. Ich hatte Angst, dass die Federn unter dem Sattel meine Finger einquetschen würden. Sie zogen sich bei jedem Pedaltritt unter dem Gewicht von Vater zusammen. Vor dem Kindergarten hob er mich vom Gepäckträger, mein Hintern schmerzte.

Willst du überhaupt noch?, fragte er und sah von oben auf mich herab.

Ich sah über die Mauer in das verglaste Gebäude hinein, sah Kinder spielen, dachte daran, dass jedes dieser Kinder aufsehen würde, wenn Vater und ich einträten und er sagte: Das ist meine Tochter, sie will hier in den Kindergarten gehen.

Ich sah mich selbst rot werden und blickte von unten zu ihm hinauf und schüttelte den Kopf.

Er zwickte die Haut unter meiner Achsel ein, als er mich packte und wieder aufs Rad setzte.

Das hättest du auch daheim schon sagen können!

Auf dem Rückweg wusste ich, wohin mit meinen Fingern: überallhin, nur nicht unter den Sattel.

Mein Bruder und ich teilten uns einen Viererplatz, Mutter und Vater teilten sich den neben uns. Mutter saß in Fahrtrichtung und Vater in Gegenfahrtrichtung. Ihre Knie berührten sich in der Mitte, sie hatten die Hände zu einem Knäuel zwischen sich zusammengeschlossen und beugten sich mit langem Rücken zueinander. Ihre Zungen schauten spitz aus ihren Mündern heraus und umkreisten einander. Mein Bruder und ich schrien: Igitt!, und: Nochmal!, lehnten uns vor, wenn die Zungen wieder aus den Mündern wanderten, und ließen uns in die Sitzpolster zurückfallen, wenn sich die Zungen berührten. Die Polster waren hart, ich konnte die Federn unter dem Bezug spüren und beim Zurückfallen wirbelten wir Staub auf, den der Luftzug zum halb geöffneten Fenster hinausaugte.